



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2020

---

## Alltagstaugliche Vernunft und "das nackte Leben"

Kohler, Georg

Abstract: Über den Zwischenruf Giorgio Agambens in Zeiten von Corona

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-196511>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Kohler, Georg. Alltagstaugliche Vernunft und "das nackte Leben". In: NZZ, 23 March 2020, 25.

# Mensch, was haben wir für ein Glück!

Die Krise holt aus uns das Beste heraus – unsere Wünsche und Hoffnungen. Ihnen sollten wir jetzt auf die Spur kommen

DANIELE MUSCIONICO

Kein Witz: Diesen Morgen sprach ich mit einer Fliege. Ich wünschte ihr einen guten Tag. Das gehört üblicherweise nicht zu meinen Achtsamkeitsritualen, doch unter den gegenwärtigen Umständen könnte es durchaus zu einem neuen Morgenritus werden. Nahkontakte mit Stubenfliegen sind gesundheitlich zweifellos unbedenklich. Dieses Tier nun war schwarz, gut behaart – und äusserte nicht im Geringsten den Wunsch, mit mir befreundet zu sein. Doch etwas an ihm rührte mich. Dann flog es weg, und ich begriff: Ich vermisste offensichtlich Menschen.

Hätte ich dies vor der Krise auch entdeckt, damals, als der Morgen noch anders aussah? Hektisch, mit Verpflichtungen belastet, mit Terminen überfrachtet, ein Rennen gegen die Zeit. Als der Tagesbeginn ein ungeliebter war, hatte mir das Selbstbild einer Misanthropin durchaus gefallen. Welt, geh mir aus den Augen! Mensch, bleib, wo du bist! Telefon, halt die Klappe! So lauten meine morgendlichen Stossgebete. Der plötzliche Wunsch, frühmorgens Lebewesen, sogar Artgenossen – auch behaarte – um mich zu haben, war neu. Er verblüffte mich, gelinde gesagt.

## Habe ich eine Meise?

Doch nichts ist, wie es einmal war. Nicht nur die Morgenstunden nämlich sind so ruhig, dass man auf dem Balkon die Nadeln der Tanne fallen hört; und man sorgt sich mit jeder neuen, die zu Boden bröseln, um die Gesundheit des Baumes

## Der plötzliche Wunsch, morgens Lebewesen, sogar Artgenossen um mich zu haben, war neu.

mehr. Der ganze Tag ist von einer Ruhe erfüllt, die wie eine gute Anwesenheit alles, was lebt, zu etwas ganz Besonderem macht.

Die Amseln schmettern, als ob sie Pavarotti hiessen, Meisen nennen sich Heintje, benachbarte Hunde bellen, als erinnerten sie sich wieder an ihre Vorfahren, die Wölfe. Und auf der Strasse tollen Nachbarkinder, die bisher nur dadurch auffielen, dass sie stumm und bleichgesichtig an mir vorüberschliefen.



Die Amseln schmettern, als ob sie Pavarotti hiessen. Wäre uns das in gewöhnlichen Zeiten aufgefallen?

F. SCHWARZMUELLER / EYEEM / GETTY

Ich hatte die Verhaltensauffälligen insgeheim bereits zum Schulpsychologen geschickt. Jetzt rasen sie mit ihren kleinen Fahrrädern durch das Quartier und strafen dessen Ruf eines geriatrischen Stadtkreises Lügen.

Doch auch andere Gewissheiten erscheinen dieser Tage porös, und Überzeugungen entpuppen sich als Kinderlaube: die Annahme zum Beispiel, im sichersten Land der Welt zu leben. Die Gewissheit, dass das beste aller Gesundheitssysteme für jeden Notfall eine schmerzlose Lösung bereithalte. Und die Sicherheit, meine Nachkriegsgeneration würde von der Erfahrung erzwungener Enthaltsamkeit und staatlich verordneter Unfreiheit verschont bleiben. Noch vor wenigen Tagen schienen Gesundheit und Wohlergehen eine Art Menschenrecht zu sein.

Der Glauben an die sorglose Zukunft und an einen rechtmässigen Anteil am Glück ist erschüttert. Natürlich leben wir noch immer im sichersten Land der Welt. Ohne Frage wird unser Gesundheitssystem der Pandemie auf seine Weise gewachsen sein. Doch das, was wir Freiheit nennen, scheint das erste und grösste Opfer der Corona-Krise zu sein.

Doch wer Freiheit verliert, gewinnt

Verantwortung, scheint mir: Denn jetzt, wo das öffentliche Leben stillsteht und sehr viel weniger Dinge als sonst unsere Aufmerksamkeit ablenken, gibt es kein Entkommen. Nun wird der Satz von Franz Kafka Realität: «Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.» Mit der Unfreiheit, die die Krise mit sich bringt, beginnt die Verantwortung für sich selber. An wen sonst könnte ich sie delegieren, wenn Behörden und Autoritäten selbst schlingern, hadern oder sich sogar widersprechen?

Tatsächlich mag die Regentschaft von Corona in vielerlei Hinsicht Verzicht, Enthaltsamkeit und Unglück bedeuten, doch in einer Hinsicht ist diese neue Epoche ein Glück. Es gibt keine Frühlings-, keine Sommerkollektion, die ich kennen muss. Kein angesagtes Gourmetrestaurant, keinen aufstrebenden Jungkoch, die man besucht haben sollte. Keine Theaterpremiere, die nicht verpasst werden darf. Keine Vernissage, Ausstellung, keine Einladung, der Folge zu leisten wäre. Das öffentliche Leben steht still. Die Möglichkeiten, vor sich selbst wegzulaufen, sind limitiert. Flucht gilt nicht mehr. Die Verengung des Horizonts im Aussen weitet den Blick auf das Innen – und auf

unsere Phantasien, Wünsche, Hoffnungen und Ängste.

Ängste, natürlich gibt es sie, auch in diesem Land. Die leer gekauften Regale der Lebensmittelabteilungen zeugen davon. Doch wer sich der Panik nicht unterordnet, wer die Hysterie beiseiteschieben kann, um dafür in Kontakt zu sein mit seinen Wünschen, wird feststellen, wie sich nicht nur die Welt um ihn herum positiv verändert. Denn das Virus des Optimismus ist mindestens so produktiv und ansteckend wie jenes des Unglücks: Im Kontakt mit ihren Wünschen scheinen Menschen schön zu werden. Schöner, als ich sie sonst wahrnehme, befreiter und entspannter. Es muss so sein: Menschen, die tun, was sie wirklich wollen, und nicht das, was von ihnen erwartet wird, sind schön, weil erblühte Wesen.

Man trifft sie in diesen Tagen vor allem dort, wo die Sonne scheint. Wer kann, verlegt sein Lebenszentrum und seinen Wirkungskreis auf den häuslichen Balkon. Oder er zieht aus in eine Grünanlage, falls noch nicht geschlossen, in den Wald, den man freilich vor lauter Menschen schon bald nicht mehr sieht. Andere schlendern in der Formation loser Rudel – in angemessenem Ab-

stand voneinander – durch die Felder, man treibt Sport, sitzt auf Bänken und verrichtet am Notebook Arbeit, oder auch nicht. Man hat sich jedenfalls entschieden, sich in der Nähe von Natur aufzuhalten.

## Der Börsenkurs des Bärlauchs

Es ist erstaunlich, denke ich mir. Keiner widmet sich dieser Tage in der Innenstadt dem Window-Shopping, niemand interessiert sich vor einem nach wie vor bestens assortierten Schaufenster für das neueste elektronische Gadget. Und kaum jemand steht vor der Scheibe einer Bank, um Börsenkurse fallen zu sehen oder die aktuellsten Immobilienangebote zu konsultieren. Menschenleer ist es auf dem Pflaster, das als teuerstes, weil attraktivstes der Stadt gilt.

Menschen gehen an die Ränder der Stadt. Dorthin, wo sie und die Natur gleichzeitig aufatmen können. Und fällt nicht auf, wie sie dort nun plötzlich ihren Schritt verlangsamen? Wie sie den Kopf heben, wenn ein Artgenosse entgegenkommt, und ihn mit einem Nicken begrüssen, ihn vielleicht sogar anlächeln – und ein, zwei Worte wechseln über etwas, was man gemeinhin für eine Lappalie halten könnte: das Wetter, die Forsythie, den Zitronenfalter, den Bärlauch, das Buschwindröschen. All das ist es den Menschen wert, sich, wenn auch aus der Distanz, mit anderen zu verbinden. Ein Gespräch mit Unbekannten, andere bleiben stehen, mischen sich ein – mehr als fünf freilich sind es nicht –, und der Tag könnte auch ein Ferientag sein. Einen, den man in anderen Brei-

## Mit der Unfreiheit, die die Krise mit sich bringt, beginnt die Verantwortung für sich selber.

tengraden erlebt, den Kopf in den Wolken, die Beine im Sand.

Man kann indes auch ohne andere stehen bleiben. Ganz für sich allein und bei seinem Wunsch, innezuhalten. Man hält an, wo man vermeintlich noch nie stand, und stellt fest, wie auch ein Stauen im Gesicht stehenbleibt: Ist es die Möglichkeit, ich stehe ja vor meiner Wohnung, vor meinem Haus! Es ist wahr, tatsächlich, man fühlt sich zum ersten Mal zu Hause.

# Alltagstaugliche Vernunft und «das nackte Leben»

Über den Zwischenruf Giorgio Agambens in Zeiten von Corona

GEORG KOHLER

Das nackte Leben und die Angst, es zu verlieren, das sei das letzte Gut und die einzige Wahrheit, die unsere Gesellschaft noch verbinde oder besser: gerade nicht verbinde – und genau dadurch charakterisiere. Denn die Angst, das Leben zu verlieren, sei nie ein Band gewesen zwischen Menschen, jedoch stets das, was sie «trennt und blind macht». So Giorgio Agamben, der berühmte Denker, wenn er über das redet, was derzeit in Italien und überhaupt in und mit der Corona-Krise erkennbar geworden sei.

Agamben hält dieses Verdikt über die gesellschaftlichen Effekte des bisher unbekanntem Virus nicht nur für momentan gültig: Es liefert ihm Gegenwartsdeutung im umfassendsten Sinn. Das Heute sei seit langem die Zeit der horizontlosen Verkürzung von Lebenssinn auf pures Überleben, auf Dasein ohne geistige Überschüsse, getrieben von abgründiger Angst. Darüber hinaus manifestiere das Virus eine zweite, glei-

chermassen grundsätzliche und verheerende Botschaft zum Stand der Dinge: «Die Epidemie bringt die Tatsache zum Vorschein, (dass) der Ausnahmezustand, auf den uns die Regierenden seit geraumer Zeit ein schwören, längst zu unserem Normalzustand geworden ist.»

Soll heissen: Die Erfahrung mannigfacher Unfreiheit, die uns täglich beengt, sei eigentlich nichts anderes als die Enthüllung dessen, was «uns», die Welt der Gegenwartsmoderne im Westen, seit je bestimmt – das Heute also: ein Gefängnis ohne Hoffnung.

Muss man einer der bedeutenden Philosophen der Gegenwart sein, um mit so pauschal auftrumpfenden Sätzen über eine doch sehr spezifische Krisenlage und die Versuche ihrer Bewältigung das allerletzte Wort behalten zu können? Vielleicht. Ein weniger renommierter Zeitgenosse dürfte vermutlich nicht hoffen, mit seinen apokalyptischen Aussagen zum grossen Ganzen im gerade dominierenden Jetzt ernst genommen zu werden. Und das ist auch gut so.

Denn die Einreden derer liegen auf der Hand, die alltagsnah und praxisinformiert das Geschehen beobachten. Was sich ihnen zeigt, ist dies, dass die gegebene Situation und deren ausseralltägliche Konturen vor allem daran erinnern, wie Notwendigkeit zwar nicht gegen das nackte Leben, aber gegen den bornierten Hedonismus und die erbarungslose Dummheit derer zu mobilisieren, die sich – aus was für Gründen auch immer – für unverwundbar halten.

Ausgehverbot und polizeilich überwachte Quarantänemassnahmen sind ja nicht deshalb nötig, weil sich die Leute furchtsam in ihren Höhlen verkriechen. Sie sind nötig, weil noch die vernünftigsten Appelle an die gar nicht Ängst-

lichen, alle nicht aufs nackte, sondern aufs gute Leben zielenden Appelle zugunsten freiwilliger Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse verletzlichster Altersgruppen und zutiefst sozialer, aber extrem belasteter Institutionen staatlicher Fürsorge einfach überhört werden.

Die als Abwehr solcher Haltungen begründete Ausnahmesituation mit dem Zustand einer – mehr oder weniger heimlich – herrschenden Diktatur zu vergleichen, ist verhältnisblöd.

Gewiss, da mag man Giorgio Agamben recht geben, wir leben – altmodisch-existenzialistisch gesagt – in Zeiten «transzendentaler Obdachlosigkeit», seit die haltenden Mächte voraufgeklärter Frömmigkeit und Traditionsgläubigkeit uns verlassen und radikal konsumistischen Selbstverständlichkeiten Platz gemacht haben. Die massenwirksam gewordene «Dialektik der Aufklärung» und (falls man es eher rauh hören möchte) «Seinsvergessenheit» – Adorno und Heidegger gehören zu Agambens Kanon – braucht niemand

zu leugnen, wenn er zu bestimmen versucht, was die philosophisch wesentlichen Konturen des Zeitgeists prägt. Doch nicht umsonst werden solche Versuche in einer Sprache formuliert, die ziemlich weit weg ist von den Themen und Sätzen, mit denen der gesunde Menschenverstand die Realität zu begreifen versucht.

Philosophie, die nicht imstande ist, die Differenz zwischen der angemessenen sachkundigen Alltagsanalyse und der Reflexion auf das grosse Ganze zu erkennen, scheitert an sich selbst. Vor allem aber verdirbt sie das Wichtigste: die Menschen auf das jeweils Fällige aufmerksam zu machen und sie so auf Gedanken zu bringen, die tatsächlich und in mitreissender Weise über das «nackte Leben» hinauswollen.

Einer, der das konnte, hiess Sokrates; bei Herrn Agamben ist das nicht so sicher.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität Zürich.